

Karin Peschka

DSCHOMBA

Roman

OTTO MÜLLER VERLAG

Die Drucklegung dieses Buches
wurde gefördert durch:



www.omvs.at

ISBN 978-3-7013-1303-7

© 2023 OTTO MÜLLER VERLAG SALZBURG-WIEN
Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Christine Rechberger, Ludwig Hartinger
Satz: MEDIA DESIGN; RIZNER.AT
Druck und Bindung: FINIDR s.r.o. (Český Těšín)
Coverbild und Umschlaggestaltung: wir sind artisten
Grafik Lageplan: Taha Alkadhi

*Für
Toni*

Der Serbe tanzt

Steig mir aufs Grab, mein Freund, tanz zwischen den Toten, es regnet oder es regnet nicht, wen kümmert's.

Seht euch diesen Mann an. Ob er immer noch so verrückt ist wie vor dreiundzwanzig Jahren, als er ankam in Eferding? „Das soll eine Stadt sein?“, soll er gerufen haben. „Und das soll ein Friedhof sein?“ Und gleich den Pfarrer beleidigt, der kein einfacher Pfarrer war, sondern ein Dechant, und das ist mehr.

An der Großmutter lehnen, sie fragen: „Was für ein Dechant?“ Sagt sie, dass es ein richtiger war, einer, der die Predigt auch für sich hielt, nicht allein für die Gemeinde. Die lauschte in den Bänken. „Kalt war's in der Kirche damals schon, aber was weißt du. Gehst ja nie.“

„Stimmt nicht, Oma.“ (Die Großmutter trägt eine Schürze über dem Kleid, hat die Hände im Schoß, unter dem runden Busen.) „Warum war der Dechant beleidigt?“ – „Weil er ihn einen Pfarrer genannt hat, als der ihn vom Friedhof ...“

Bricht ab, die alte Frau, schaut nur.

„Sag, Oma, erzähl, was hat er gemacht, der Verrückte?“

„Schht, wirst still sein. Hast nicht gelernt, dass man nur gut reden soll über Fremde und über Nichtfremde auch?“

„Erzähl, Oma.“ Stur bleiben, an der Schürze zupfen, kariert ist sie, mit frischen Flecken vom Kochen. Sehen, dass die Hände müd sind.

„Lass. Getanzt hat er auf dem Friedhof.“

„Nur getanzt, das war doch ...“

„Du Quälgeist. Nackt soll er gewesen sein. Komplettnackt, mitten im November. Genieselt hat's und die Gräber alle aufgeputzt von Allerheiligen her, war nicht lang danach.“

„Nackt!“ Über die Erzählung jubeln, die immer wieder aufkommt und jedes Mal anders ausgeschmückt wird,

oder ist es wahr? Leibhaftige Augenzeugen gibt es wenige, sagt die Großmutter, die meisten Leute kennen die Szene vom Hörensagen, vom Weitersagen, vom Hingehörhaben, und nichts Genaues weiß man nicht.

Aber das: Wer den Serben (oder den Jugo, wird so oder so genannt) ärgern will – er soll im Herbst 1954 nackt auf dem katholischen Friedhof zwischen den Gräbern herumgesprungen sein, barfuß auf dem Kies, mittelalt, nicht dünn, nicht dick. War ein gestandenes Mannsbild, sagt die Großmutter. Wenn ihn jemand ärgern will und zum Beispiel ruft: „Na, Dragan, hast deine Toten heut schon durchgezählt? Nicht, dass d' einen übersiehst!“ Dann antwortet er, der andere möge ihm aufs Grab steigen, es kümmere ihn nicht.

Zufrieden sein für den Moment, sich lösen von der Großmutter, die eine Arbeit wieder aufnehmen will, die vor allem das Enkerl loswerden will und es verscheucht: „Geh jetzt.“

Damit wir Kinder uns zusammenfinden, hinten, wo der Konsum gebaut wurde, daneben liegt brach ein Stück des Inneren Grabens. Wird ein Parkplatz draus werden, noch ist es ein Wäldchen voller Stauden, gerade hoch genug, um uns zu verbergen. Wir treffen uns in der Mitte, bei der Königskerze ist unser Altar, zu ihr tragen wir Geschichten, wie jene des nackten Serben.

Mag sein, die Zeit hat ihn ausgezogen, und alles, was er, dieser Dragan, dieser Fremde, sich tatsächlich vom Leib gerissen hatte, waren die Schuhe. Wir könnten ihn fragen, er hat einen Mund, er spricht unsere Sprache sogar im Dialekt. Wenn er sprechen will. Aber wer von uns traut sich? Nein, nein, lieber spielen wir die Szene nach; wer den kürzesten Grashalm zieht, muss der Jugo sein. Muss verrückt herumtanzen und barfuß auf spitze Steine steigen.

Dechant

Als sich Herbert Genzl am neunten November 1954 in seinem Arbeitszimmer im Pfarrhof zum Kaffee setzen wollte, klopfte es an der Tür. Herein kamen, ohne die Aufforderung zum Eintreten abzuwarten, ein Gendarm und der Bestatter, es gab damals nur einen in Eferding. Kurz darauf eilten die zwei Männer mit dem Dechant in die Bahnhofstraße zu einem der beiden Seiteneingänge des Friedhofs, weil dessen Haupteingang beides war: verschlossen und belagert. Eine Menge drängte sich ans schmiedeeiserne Gitter, jeder wollte sehen und staunen, die Hinteren stießen die Vorderen und fragten: „Sagt, was tut der, randalieren? Wo bleibt die Gendarmerie?“

Die Vorderen machten die Sache nicht besser. „Unglaublich, unglaublich!“, wiederholten sie. Und: „Schau dir das an!“ Was die Ungeduld und Neugier der anderen steigerte.

Währenddessen standen Bestatter, Gendarm und Dechant bei der schlichten hölzernen Tür, die damals oft benutzt wurde, weil weniger Verkehr auf der Straße. Im Herbst 1954 konnte man dort gut stehen, die Tür einen Spalt öffnen und hineinspähen, sehr vorsichtig, denn zum Schluss hat der Wahnsinnige ein Messer eingesteckt und ist ein Mörder, der einen anfällt und aus ist's.

„Ich hab mir gedacht, Herr Dechant, weil es doch ein Friedhof ist, also Ihr Friedhof ist.“ Fing der Gendarm an. Und dass der Bestatter auch dieser Meinung sei. Und da der Friedhofswärter krank im Bett liege, von ihm habe man nur die Schlüssel geholt, sei man direkt zu ihm. Unterbrach der Dechant gröber, als er wollte (im Pfarrhof wurde der Kaffee kalt), was er sich dachte. Dass das Gesetz auf Gottesäckern anders laute als rundherum? Dass ein Wahn, weil er zwischen Kreuzen und Gräbern stattfindet, ein göttlicher wäre? Lauschte dann aber doch, denn zu sehen

war nichts durch den Spalt. Kam ihm vertraut vor, das Gehörte, das, was dieser Mann mehr schrie als sang. Man hatte ihn vorsorglich durchs Versperren aller Türen und Tore eingeschlossen, er hatte es nicht bemerkt oder es war ihm bewusst. Der Fremde brüllte ein Lied, das dem Dechant bekannt vorkam. „Das ist Serbokroatisch. Hört ihr? Das ist ein serbisches Wiegenlied.“

Summte ein paar Worte mit.

Und öffnete die Tür ein Stück weiter. Bestatter und Gendarm wichen zurück. Der eine schob sich die Dienstkappe zurecht, der andere den Hut. An dessen Rand sich Tropfen sammelten, es nieselte stärker, und als ein Vogel schwarz und zeternd aufflatterte, erschraken beide.

Dem Dechant, der ohne Kopfbedeckung aus dem Haus geeilt war, wurde der Regenschirm lästig. Ein graues Unding und wirklich zu groß, er sperrte sich in der Öffnung der Tür. Der Geistliche beugte sich tiefer hinein in *seinen* Friedhof, den Griff des Schirms fest in der Hand: Der dünne Stoff blieb an einem Nagel im Holz hängen. Ein Rucken, ein feiner Riss. Weg damit.

„Obacht!“, rief einer, dem der Schirm vors Rad gefallen war. Der Mann fluchte, kam ihm das Fluchen überhaupt leicht an. War bekannt dafür. Er sollte von diesem Moment an behaupten und die Behauptung bei jeder Gelegenheit noch Jahre und Jahrzehnte später wiederholen: Der Serbe habe stets nur Unglück bedeutet, er hätte sich wegen ihm fast das Genick gebrochen. Der Dechant könne nichts dafür, ihn träfe keine Schuld, aber dem Fremden, man wisse eh. Und wusste es wieder nicht genau. Dabei musste der Mann lediglich abbremsen, wobei ihm ein Paket vom Gepäckträger sprang und auf den nassen Boden fiel.

Das Fluchen erreichte den Dechant nicht, der nun voll im Eingang stand, wie in einem Rahmen, ein lebensgroßes Heiligenbild. Ein Heiliger im Moment der Erscheinung,

und erschienen war ihm das: Da tanzte einer mit offenem Hemd und aufgekrempten Hosen, ohne Schuhe, ohne Hut, ohne Jacke, ohne Scham gleich neben den Kindergräbern. Das ist nicht der beste Teil, nicht dort, wo die Reichen liegen, die Wohltäter und Ehrenbürger. Nein, bei den einfachen Grabstätten und den puppenstubenkleinen Gräbern schwang der Unbekannte seine Arme und stampfte mit den Beinen und drehte sich und brüllte dabei jenes Wiegenlied in den dunkler werdenden Himmel.

„Herr, hilf“, flüsterte der Dechant. Ob er ein Kreuzzeichen schlug? Ist nicht überliefert. Gendarm und Bestatter warteten hinter ihm. Vor ihm der Friedhof, tot und leer bis auf den Wahnsinnigen, weil, so einer musste das sein. Kerzen flackerten in den Laternen neben den Allerheiligen-Gestecken, ein Grabstein hatte einen schweren Mantel umgehängt, ein anderer eine Jacke, eine Kappe obenauf.

Wo wohl die Schuhe sind, fragte sich der Dechant und hielt Ausschau. Die Schuhe und die Socken, sie müssen doch. Spähte, als wäre es im Moment die dringlichste Sache, die fehlenden Stücke zu finden, ohne sich weiter in das Geschehen einzumischen oder auch nur einen Schritt auf den Mann zuzugehen. Als könne man dies erst dann tun, wenn die Kleidung komplett zusammengefunden war, eine Ordnung wiederhergestellt. Eine Verzögerung vor der Handlung, die er zu setzen hatte.

Das wusste der Dechant, kannte sich gut. An manchen Tagen, bevor er aus der Sakristei in den Altarraum schritt, draußen raunte die Gemeinde und rückte auf den harten Bänken. Die Ministranten standen bereit zum Einzug. Da war es nicht viel anders. Da war das Herumnesteln am Ornat auch so ein Hinausschieben. Es freute ihn einfach nicht.

Mann

Heute ist Dragan Dschomba ein alter Mann. Alt, aber kein Greis wie unser Großvater, mit dem er manchmal am Stammtisch sitzt, immer an der schmalen Seite, im Rücken den grünen Kachelofen. Im Winter knackt das Holz darin, ab und zu kommt jemand und strottet mit dem langen Eisenstab in der Glut. Dazu muss man sich hinhocken, weil dem Kachelofen ein kleiner Tisch vorgebaut ist, eine Ablage für Zeitungen und Brotkörbe. Ohne sich kleinzumachen, ist das Türchen nicht zu erreichen, durch das wir Geschwister Holzscheite in den Ofen schieben dürfen, aber nur, wenn der Vater es anschafft. Und hinter uns steht, zusieht.

Der Kachelofen hält die Hitze so gut, dass er immer erst am nächsten Vormittag hergerichtet werden kann. Das zerknüllte Zeitungspapier würde sich von selbst entzünden, die Späne, die kurzen Scheite verbrennen. Alle paar Tage räumt ihn der Vater aus. Dann klappt er die kleine Tischplatte hoch und kehrt die Asche recht vorsichtig in den Ascheneimer, weil es sonst staubt.

Am Morgen knarrt die Großmutter um sechs Uhr die Stiege hinunter, kümmert sich nicht um den Lärm und unseren Schlaf, aber um alles andere. Schneidet das Gemüse, keiner kann es besser als sie, die Fisolen schräg für den Salat, schält Erdäpfel, arbeitet bis um zehn Uhr, das ist ihr Tagwerk.

Und Herr Dschomba? Das ist keiner, dem man vors Gesicht springt und sagt: „Erzählen Sie uns etwas.“ Und darum geht's doch, dass jemand erzählt. Nicht von dem, das wir kennen oder kennenlernen könnten von selbst, sondern vom Unerreichbaren, weil zu weit weg, zu lang vergangen. Kommt ein Fremder ins Gastzimmer, oder einer, der zwar kein Fremder ist, weil ewig hier, aber dem das

Fremde anhängt (schau, wie er aussieht, wie er sich bewegt), dann weiß der mehr. Dann wird's interessant, vor-
ausgesetzt, er redet.

Warten müssen. Ist der Ofentisch frei, dort auf der Bank knien und probieren, wie lange sich die Hand oder die Wange an die heißen Kacheln drücken lässt, und hoffen, nicht vertrieben zu werden von Gästen, die den Tisch brauchen. In Zeitungen blättern, Schlagzeilen lesen und sie kaum verstehen (*Unfall im Kernkraftwerk Gundremmingen, Jimmy Carter neuer Präsident*, die USA ist weit weg, Deutschland auch), aber in Wahrheit lauschen. Alles aufsaugen, wie der gelbe Schwamm im Badezimmer der Großeltern. Ein kleiner Schwamm sein.

Auf der anderen Seite des Kachelofens sitzt Herr Dschomba. Es ist sein Stamplatz. Sitzt ruhig, wo hinter ihm herumgewetzt wird, wo Bierdeckelhäuser gebaut werden und einstürzen.

Sehr selten allein sein mit ihm. Weil die Mutter Wäsche aufhängt, der Großvater fort ist; der Vater oben im Wohnzimmer schläft bis halb vier, dann geht die Mutter hinauf und ruht sich aus bis fünf.

Kurz aufs Geschäft aufpassen, falls jemand kommt. Und kommt ausgerechnet Herr Dschomba, grüßt, setzt sich auf seinen Platz. Dann ist er ein freundlicher Mann. Stolz sein zu wissen, was er trinken will, es ändert sich nie: ein Schnitt Bier. Kein Seiterl, keine Halbe. Ein Schnitt.

Wir sind Wirtskinder und kennen keinen anderen Gast, der nicht zuvor mindestens eine Halbe trinkt, meistens zwei oder mehr, bevor er zum Schluss einen Schnitt Bier bestellt, ins schon benutzte Glas hinein. Das fast gerade unter den Zapfhahn gehalten wird, sodass es mehr Schaum gibt als sonst, und erst wenn der Schaum sich senkt, steht fest: Es ist ein guter Schnitt geworden oder ein schlechter.

Der Großvater hat erklärt: Herr Dschomba spielt nicht, weder Karten noch etwas anderes. Es gibt nur ein einziges Spiel, auf das er sich einlässt: jenes, einen guten oder einen schlechten Schnitt zu erwischen. Daher dürfen wir nie schwindeln und das Glas schräger halten, denn wir Schwestern und unser Bruder, wir können sehr wohl ordentlich Bier einschenken.

Der Großvater sieht alles, ist still und schaut.

Von ihm um die Schnapskarten und den Bummerlzähler geschickt werden. Ein kleines Gestell mit verschiedenfarbigen Kugeln. Verstehen wollen, was damit gemacht wird. Der Bruder behauptet, es zu wissen, aber ob das stimmt?

Uhr

Hinter der oberen Tür der hohen Standuhr, die zwischen den beiden Fenstern des Gastzimmers steht, verbirgt sich kein Pendel. Die Uhr ist aus Lärchenholz wie die Wandvertäfelung. Die Tische tragen Birnholzplatten, unter ihnen der Schiffboden mit seinen breiten Brettern, war schon da, bevor die Großeltern das Haus gekauft hatten und hier noch zwei ihrer sieben Kinder zur Welt kamen, der Vater als jüngstes.

Hinter der oberen Tür der Standuhr sind die Bierblöcke und die Packungen mit Bierdeckeln. Vorräte an Zahnstochern, frisch gefüllte Maggi-Fläschchen (braunes Glas, roter Verschluss), volle Salz- und Pfefferstreuer. Außerdem die Schnapskarten und Bummerlzähler.

Eintauchen in den Geruch des Uhrkastens, eine Mischung aus Kork, Holz und Pfeffer.

Hinter der unteren Tür der Standuhr, das wissen nur wir und die Gäste, die zufällig einen Blick auf uns werfen, wenn wir sie öffnen, stapeln sich grüne und rote Tischtücher und weiße Deckservietten. Den Duft von frisch Gewaschenem in der Nase, das Bild vor Augen, wie es auf dem Trockenboden hängt und weht, und der Trockenboden ist die offene Terrasse über der Garage.

Lieber von außen hinaufklettern, statt die grob gezimmerte Stiege in der Holzhütte zu nehmen. Sich fürchten vor der Dunkelheit, von der Schwester dafür ausgelacht werden. Mutiger ist sie, verwegener. Wenn doch ein Korb mit nasser Wäsche durch die Holzhütte hinauf auf den Trockenboden getragen werden muss, dann schnell. Schnell an der Kohlenschütte und dem Hackstock, in dem die Axt steckt, vorbei, nicht nach links sehen (dort könnte sich im Dämmer alles verbergen), gestreift werden vom Licht, es kommt durch die Spalten zwischen den Latten, und flim-

mert es in diesen Lichtstreifen; Sägespänestaub atmen und erlöst in die Sonne treten. Sich Zeit lassen beim Wäsche-aufhängen oder dabei, auf der Mauer zu sitzen und nichts zu tun.

Bis jemand ruft. Im Gastzimmer vor der Uhr hocken.

„Der Großvater braucht die Schnapskarten, bring sie ihm endlich.“

Herr Dschomba sitzt ihm gegenüber, noch drei andere Männer haben Platz genommen, zwei davon spielen mit, einer spechtelt. Herr Dschomba schweigt und trinkt erst einen Schnitt, dann einen Großen Schwarzen.

Wissen: Der Großvater riecht nach Küche, seinem Rasierwasser und Zigaretten. Und Herr Dschomba riecht nach Wald.

Wissen: Nach einiger Zeit fängt eine Erzählung an, wird über das Abenteuer Krieg gesprochen, *das jetzt auch schon wieder lang her ist.*

Dem einen ein Achterl Roten bringen, dem anderen einen gespritzten Weißen, dem dritten einen Bierwärmer und dem, der nichts redet an den meisten Tagen, einen Kaffee. Ohne Milch, ohne Zucker.

Den trinkt er so schnell, wie er das Bier langsam getrunken hat, und geht. Steht auf, rüttelt sich zusammen, dieser Mensch, nimmt seine Kappe und nickt zum Abschied in die Runde. Ihm nicht im Weg sein wollen, ihm die Tür aufhalten wollen, aber zu feig sein dafür. Ihm den Kaffee serviert haben, auf dem kleinen ovalen Tablett liegen abgezählt die Zeche und immer ein paar extra Schillinge. Die Münzen in die rote Sparkasse bei der Schankabwasch werfen. Jeden Sonntag teilt die Mutter nach dem Mittagsg'schäft das Trinkgeld unter uns auf.

Manchmal, wenn nichts los ist, nicht gleich abräumen, sondern auf Herrn Dschombas Platz sitzen, die Wärme des Ofens spüren (wenn Winter ist), auch die Bank ist noch

warm, aber das ist die Körperwärme des alten Mannes. Das Tablett mit der leeren Kaffeetasse, der nie benutzte Kaffeelöffel, die Münzen, die Männer, die lachen oder schimpfen, das Klackern der Bummerlkugeln, das Klatschen der Karten auf den Tisch, dazwischen die zurückgebliebene Stille und Bäume und Moos und etwas, das sich schwer benennen lässt.